



Geschichte der deutschen Kunst

<<Das>> frühe und hohe Mittelalter bis zum Ausgang der Staufer : die
Kunst des romanischen Stils / Georg Dehio

Dehio, Georg

Berlin [u.a.], 1930

Der Baubetrieb

[urn:nbn:de:hbz:466:1-96180](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96180)

grund zu suchen haben. In Deutschland gab es in der Epoche des romanischen Stils keine einigermaßen ansehnliche Kirche, die ohne Krypta ausgekommen wäre. Die südlichen Länder haben sie nie in demselben Maße für unerlässlich gehalten. Die erste Reaktion gegen sie ging von den aus Burgund stammenden Orden der Kluniazenser und Zisterzienser aus. Der gotische Stil entledigte sich ihrer allgemein, was mit veränderten Formen der Reliquienverehrung, die wir in der Geschichte des Altars kennen lernen werden, zusammenhängt. — Vor dem 10. Jahrhundert sind Hallenkrypten nicht nachzuweisen. Ihnen gingen andere, der altchristlichen Fassung nahestehende Anlagen voraus. Die altertümlichste, mit ringförmig dem Fundament der Apsis sich anschließendem engen Gange, besitzt St. Emmeram in Regensburg; sie kann der Bauzeit von 770—790 zugeschrieben werden. Eine ähnliche 100 Jahre später die Klosterkirche zu Werden an der Ruhr als Zugang zum Grabe des hl. Liutger (Abb. 112). Komplizierter, mit mehreren sich kreuzenden Gängen, ist die Anlage in der Einhardsbasilika bei Michelstadt vom Jahre 820 (Abb. 34), und dieser ähnlich die auf dem Petersberg bei Fulda. Eine eigentümliche Übergangsform zeigte die Ausgrabung des alten Doms von Magdeburg (955). Die ältesten wirklichen Hallenkrypten finden sich in Gernrode am Harz 970, rund um 1000 in Füssen im Allgäu, und im Dom von Augsburg, in Abdinghof bei Paderborn 1016 (umgebaut 1080), am Dom von Merseburg 1021, am Münster zu Straßburg um 1020, in Tegernsee 1035. Diese Beispiele zeigen, daß für keine bestimmte Landschaft die Priorität angenommen werden kann. Sichtlichen Vorschub leistete der Ausbildung der Hallenkrypta die Erweiterung des Chorraums in der Kreuzbasilika, womit sich die liturgisch wie architektonisch wichtige Einrichtung verband, daß der Fußboden des Chors höher zu liegen kam als der der übrigen Kirche. Bei querschiffslosen Anlagen drang die Krypta bis tief ins Mittelschiff vor; am Dom von Freising bis zum 6. Pfeiler.

DER BAUBETRIEB.

Das System der frühromanischen Baukunst, wie wir es im vorigen Abschnitt geschildert haben, konnte aus den Denkmälern abgeleitet werden. Es bleiben aber noch viele Fragen übrig, auf welche diese keine Antwort geben. Was die Schriftquellen bieten, sind sehr zerstreute Streiflichter; mit Vorsicht benutzt, ergeben sie immerhin manches.

Die oft lobrednerisch gefärbten Nachrichten der geistlichen Biographen und Chronisten auf das richtige Maß zurückzuführen, ist freilich nicht leicht. Vor allem hüte man sich vor unbedachten Generalisierungen. Ohne Zweifel hat es Geistliche gegeben, die in vollem Umfang eine Baumeistertätigkeit ausgeübt haben; aber die Regel bildeten sie nicht. Um mit Erfolg einen Bau zu leiten, muß man im Handwerk drin stehen.

Man kann es auch nicht nebenher betreiben. Die Bischöfe und Äbte jener Zeit waren aber größtenteils von adliger Herkunft, und ihre doppelten Regentenpflichten, geistliche und weltliche, nahmen sie reichlich in Anspruch. Ihrem Einfluß auf die Gestaltung des Bauwerks blieb auch dann noch Spielraum genug. Wir dürfen gut und gern glauben, daß die geistlichen Bauherren vieles mitbestimmt haben, was heute Sache des Fachmanns ist. Welche Abmessungen eine Kirche haben sollte, welches Material anzuwenden sei, wie man die Arbeiter zusammenbrächte, an welche Vorbilder man sich halten und welche Neuerungen man durchführen wollte, alles dies ging den Herrn des Baues an, denn es hing aufs engste mit den Ansprüchen des Kultus, wie auch mit der wirtschaftlichen Verwaltung zusammen, und mit der Entscheidung darüber war von vornherein vieles, was den künstlerischen Charakter bestimmte, festgelegt. Die Ausführung aber kann überwiegend nur von Laienarbeitern geleistet worden sein. Mauern und Zimmern sind Verrichtungen, die gelernt sein wollen, die man nicht einem beliebigen Klosterbruder zumuten konnte. Die großen Klöster, ebenso die inmitten städtischer Siedlungen gelegenen Bischofskirchen, haben eine gewisse Anzahl von Bauhandwerkern immer zur Verfügung gehabt. Aber für ganz große Unternehmungen konnten sie nicht ausreichen. Sicher gab es schon in unserer Epoche Wanderarbeiter. Sie kommen manchmal aus weiter Ferne. Wir ersehen z. B. beim Bau des Klosters Schildesche in Westfalen, daß Maurer und Mörteler aus Gallien — etwa Lothringen? — tätig waren; beim Bau einer Kirche in Paderborn im Anfang des 11. Jahrhunderts, daß er von griechischen — etwa süditalischen? — Arbeitern errichtet wurde (es handelte sich hier um einen schwierigen Gewölbebau); italienischen Ornamentisten begegnen wir in Baiern öfters, zu Anfang des 12. Jahrhunderts auch schon in Sachsen, rheinischen in Helmstedt, schwäbischen vom Bodensee in Goslar. Bauzeichnungen gab es nicht, eine schematische Skizze mit eingeschriebenen Maßen, wie wir es am Bauriß von St. Gallen sehen, mußte genügen, den Willen des Bauherrn auszudrücken. Alles Detail blieb den Handwerkern überlassen. Dieser freien Betriebsweise verdanken die romanischen Bauten ihre unerschöpfliche Mannigfaltigkeit und frische Unmittelbarkeit, in der sie allen modernen Nachahmern unerreichbar bleiben. Wer aber bestimmte das Wesentliche: die Proportionen des Raumes und die Maße der Glieder? Wer hauchte dem Bauwerk die einigende Seele ein? Das konnte nur der Meister. Es gibt Kirchen, deren ungeordnete und unüberlegte Bauführung erkennen läßt, daß sie eines solchen entbehrt haben, aber auch andere, die ohne einen auf dem Grunde sicherer Erfahrung stehenden und mit angeborenem Künstlergeist begabten Meister nicht zu denken sind. Nichts hindert, anzunehmen, daß gelegentlich auch ein Mönch diese Eigenschaften aus seinem Weltleben mitbrachte oder daß sie während einer langwährenden Bauführung im Kloster

sich bei ihm entwickelten; die meisten der spärlich erhaltenen Personalnotizen betreffen aber Laien. Obenan war ein solcher der Erbauer des Aachener Münsters, Magister Odo. Der Mann, der den Pfahlrost für die Türme des Straßburger Münsters im 11. Jahrhundert so meisterlich ausgeführt hat, daß noch der gotische Riesenbau darauf seinen gesicherten Standort fand, war unmöglich ein dilettierender Kleriker. Ohne Grund ist der mehreren großen Bauten verwaltungsmäßig vorstehende Abt Poppo von Stablo dadurch in den Ruf eines großen Baumeisters gekommen: leitete doch den Bau seiner eigenen Kirche in Stablo ein *Thietmarus magister caementariorum et latomorum*. Ein Bischof von Utrecht wurde von seinem Baumeister aus Rache erschlagen, weil er ihm durch List sein *arcanum magisterium* entrissen hatte. Bernward von Hildesheim soll sowohl Baumeister als Goldschmied gewesen sein, — wir möchten im technischen Sinne beides bezweifeln; denn wo hätte dieser als Ratgeber zweier Könige vielbeschäftigte Mann auch nur die Zeit dazu hernehmen sollen? Otto von Bamberg wird in der Zeit, in der er in der Kanzlei Heinrichs IV. diente, als oberster Leiter des Domes von Speier genannt; wir glauben, daß es sich dabei wesentlich um die ökonomische Leitung gehandelt hat; als er Bischof geworden war, ließ er das Kloster St. Michael durch den Laien Rudolf erbauen. Diese Beispiele beweisen, daß zu allen Zeiten Laienbaumeister neben den mönchischen und vielleicht immer in der Überzahl tätig waren. Wir wollen aber nicht unterschätzen, was die gewohnheitsmäßige Einmischung der geistlichen Bauherren mit ihrer Kritik und ihren auf Reisen gesammelten Erfahrungen bedeutete. Die oft zu Klagen führende Bauverschwendung der Bischöfe und Äbte war manchmal gewiß nichts anderes als verkappter Künstlerehrgeiz.

Nun gab es, wie schon gesagt, auch Geistliche, die das Bauwesen wirklich fachmännisch kannten und ausübten. Wollen wir bei dem Lebenslauf eines solchen, des Schwaben Benno, der als Bischof von Osnabrück endete, einen Augenblick verweilen. Geboren etwa 1010—20, besuchte er die gelehrten Schulen in Reichenau, Straßburg und Speier. An allen drei Orten waren damals große Bauten im Gange, bei denen er sich die Kenntnisse erwarb, durch die Kaiser Heinrich III. auf ihn aufmerksam wurde. Derselbe machte ihn als einen *caementarii operis sollertissimum dispositorem* 1047 zum Vorsteher seiner Bauten in Goslar, des Kaiserpalasts und Domstifts. Nach einiger Zeit wurde er Vorsteher der Domschule in Hildesheim. Daß die Angabe seines Biographen, wonach er dort auch baukünstlerisch tätig gewesen sei, richtig ist, bestätigen die Denkmäler: das dortige Domportal wiederholt die Anlage des Goslarer, beide aber geben eine in Sachsen bis dahin unbekannte Form, die offenbar aus Speier, wo sie zum erstenmal auftritt, eingeführt ist. Nach Goslar war er 1056 als kaiserlicher Vizedominus zurückgekehrt. 1066 trat er in gleicher Eigenschaft, d. h. als weltlicher Verwaltungsleiter, in den Dienst des Erzbischofs

von Köln. Was er dort gebaut hat, läßt sich nicht ermitteln. Aber wir erfahren, daß er wiederholt Reisen nach Speier machte, um den durch Veränderung des Rheinlaufs bedrohten Dom durch Schutzbauten zu sichern. 1068 empfing er von Heinrich IV. den Lohn: er wurde Bischof von Osnabrück und hat den Kaiser nach Canossa und Rom begleitet, auch publizistisch ihn im Streite mit Gregor VII. unterstützt. In seiner westfälischen Diözese stiftete und erbaute er das Kloster Iburg. Gerühmt wird seine Sorgfalt für den Feldbau und die Gärtnerei, wobei seine aus römischen Autoren gewonnenen Kenntnisse angestaunt wurden. Fügen wir noch hinzu, daß er eine Pilgerfahrt nach Jerusalem unternahm und zum Besten seines Stiftes mit kundiger Hand Urkunden fälschte — so haben wir in einem typischen Beispiel den Lebenslauf eines tüchtigen Bischofs der alten Schule vor uns.

Ein ungefähres Maß von technischer Einsicht mag unter den hohen Geistlichen ziemlich verbreitet gewesen sein, in solcher Gründlichkeit und ausgedehnter Erprobung, wie bei Benno, war es gewiß eine Seltenheit. Aber darauf zuerst beruhte gar nicht ihr Einfluß auf die Baukunst, sondern auf dem Impuls zum Bedeutenden, den sie als machtfrohe und welt-erfahrene Männer ihr zu geben vermochten. Ein weiteres ergab sich aus der engen Verbindung des Episkopats mit den Königen. Die letzteren, da sie keine Hauptstadt hatten, sondern ihr Hoflager wechselnd hier und dort, am häufigsten bei einem Bischof oder in einer Reichsabtei aufschlugen, bauten nicht selbst; ihre Freude am Bauen, die einem wahren Herrscher natürlich ist, äußerte sich in der Unterstützung der bischöflichen Unternehmungen; lag es doch nach der germanischen Auffassung des Kirchenrechts nahe, die Kathedralkirchen als königliche Eigenkirchen anzusehen. Mehrere unserer Dome wurden noch lange von der Tradition in bevorzugtem Sinn als Kaiserdome angesehen. Am Westportal des Magdeburger Doms, an einer Stelle, die sonst nur Heiligenbilder einnehmen dürfen, ist Kaiser Otto dem Großen ein Standbild errichtet; ein anderes im Chor des Meißener Doms. Heinrich II. wurde wegen seiner Verdienste um die Gründung des Bamberger Doms in die Reihe der Heiligen aufgenommen und ist dort mehrmals im Bilde zu sehen. Derselbe wurde als Mitstifter des Straßburger Münsters angesehen, ein Glasfenster des Chors enthält sein Bild. In einem Wandgemälde wurde Heinrich V. im Kloster Prüfening bei Regensburg verewigt. Vor allen der Dom von Speier ist der monumentale Mittelpunkt der Erinnerungen an das Kaisertum in der Zeit seiner Macht. Er wurde erbaut von Konrad II. und Heinrich III. und umgebaut von Heinrich IV. Über die (durch die Soldaten Ludwigs XIV. zerstörten) Kaiserbilder in seiner Vorhalle sind nur zweifelhafte Angaben auf uns gekommen. In der der Krypta sich anschließenden Gruft war die ganze Reihe der Salier und waren mehrere Glieder des staufischen Hauses bestattet. Uns erscheint merkwürdig, daß diese Kaiser-

gräber auf künstlerische Auszeichnung ganz verzichtet haben; eine Platte mit einfacher Namensinschrift im Fußboden des über ihnen liegenden Chorabschnitts genügte. Die Erinnerung an Heinrich III. haftet an Goslar, der Pfalz und dem Dom, den der stumpfsinnige fiskalische Sparsinn des 19. Jahrhunderts abbrechen ließ. Heinrich IV. dankte der Stadt Mainz durch Erneuerung ihres Domes, desselben Baus, den wir, mit einigen Veränderungen, noch heute besitzen. Damit ist aber die Reihe der von dem Bündnis zwischen Königtum und Bistum Zeugnis ablegenden Bauten zu Ende. Schon die Staufer waren Kirchenbauer nur auf eigenem Territorium, der Einschnitt des Investiturstreites lag dazwischen.

HISTORISCH-TOPOGRAPHISCHE ÜBERSICHT.

In unserem historischen Baugut ist die romanische Epoche stärker vertreten, als sich für den ersten Blick verrät. Allerdings klein ist die Zahl der wenig oder gar nicht veränderten Denkmäler, und natürlich um so kleiner, je höher hinauf ihre Entstehungszeit liegt. Der wohlmeinende Unverstand vermeintlicher Wiederherstellungen hat, Ausnahmen zugegeben, im ganzen mehr geschadet als genützt, da er in einer für den Laien nicht unterscheidbaren Weise Meinungen und Deutungen in die lebhafte Geschichtlichkeit einmischt. Bemerken wir kurz: allen früheren Zeiten bis zum 19. Jahrhundert ist es eine Selbstverständlichkeit gewesen, an einem alten Bauwerk nötig werdende Erneuerungs- oder Zusatzarbeiten im Stile der eigenen Gegenwart auszuführen, nicht in dem der Entstehungszeit des Gebäudes; gerade wie es einem Sänger etwa der staufischen Zeit unmöglich gewesen wäre, in der Sprache Otfrieds zu dichten. Nicht notwendig brauchte die dabei eintretende stilistische Differenz eine künstlerische Dissonanz zu ergeben; erfreulicherweise nicht ganz selten findet sich im Rhythmus der Linien und Massen eine feinfühlig eingliederte in das Überlieferte, noch öfter freilich rücksichtslose Umgestaltung. Die Veränderungen sind nach Art und Grad sehr verschieden. Fast alle flachgedeckten Basiliken wurden früher oder später, zum Teil schon in spätromanischer Zeit, mit Gewölben versehen. In andern Fällen ist über einen intakten romanischen Kernbau ein fremdartiges dekoratives Gewand gelegt, namentlich das 18. Jahrhundert liebte dieses; Beispiele: Dom zu Hildesheim, Dom zu Freising, Abteikirchen Ebrach und St. Emmeram in Regensburg, welche Barockbauten zu sein scheinen, aber romanisch sind; sehr viele Dorfkirchen haben bei romanischer Bausubstanz gotisch vergrößerte Fenster. Oder: die frühromanischen Mauern wurden bis zu den Fundamenten abgetragen, diese aber für den Neubau wieder benutzt; Beispiele: die Dome zu Straßburg, Bamberg, Münster. Und der häufigste Fall: die Erneuerungen, die meistens zugleich Erweiterungen sind, begreifen nur Teile des Gebäudes,